

9. Schlussbetrachtung

»Unpolitisch sein, heißt politisch sein, ohne es zu merken.«

(Luxemburg, zitiert nach Becker 2010: 123)

FluchtMigrationsbewegungen, wie sie im »langen Sommer der Migration 2015« stattgefunden haben, sind nicht nur Teil vergangener und gegenwärtiger globaler Entwicklungen, sondern werden auch in Zukunft zur Realität gehören – ob Gesellschaften im Globalen Norden es wollen oder nicht. Der Klimawandel ist dabei nur ein – wenn auch zentraler – Grund, warum Menschen auch zukünftig ihre Herkunftskontexte verlassen werden, in der Hoffnung, an einem anderen Ort ihr Überleben sichern zu können. Erkennt man diesen Umstand an, wird die Frage danach relevant, wie eine *friedliche* Form des Umganges mit den sich daraus ergebenden Herausforderungen aussehen könnte. Die Antworten darauf dürfen keine Lippenbekenntnisse bleiben. Bei allen Schwierigkeiten, die auf lange Sicht zu bewältigen sind, liegt in der gegenwärtigen Situation nämlich auch eine Chance, über gesellschaftliche Ungleichheit einerseits und soziale Gerechtigkeit andererseits neu nachzudenken und Institutionen, wie Bildungseinrichtungen, so umzugestalten, dass alle Menschen, die vor Ort leben, daran teilhaben können.

Konsequenzen für die Forschung(-spraxis)

Um als Forschende einen Beitrag dazu zu leisten, benötigt es eine Forschungspraxis, die ihre eigenen Voraussetzungen und Kategorien *radikal infrage* stellt und *selbstkritisch* reflektiert. Es braucht eine FluchtMigrationsforschung, die sich als kritische Gesellschaftsforschung versteht und das Phänomen der FluchtMigration aus seiner bisherigen Sonderrolle befreit.

Die vorliegende Studie macht deutlich, dass »Flüchtling-Sein« keine Eigenschaft von Menschen ist, sondern in einem »doing refugee« kontinuierlich zu einer solchen erklärt wird, was mit weitreichenden Konsequenzen für FluchtMigrierte einhergeht. Eine Forschung über FluchtMigration muss deshalb primär die gesellschaftlichen Verhältnisse und Praktiken fokussieren, die Menschen zu »Flüchtlingen« machen. Diese sind gleichzeitig immer in ihrem globalen und historischen Entstehungszusammenhang in den Blick zu nehmen. Ohne globale Dynamiken von Ungleichheit sowie die Historisierung eben jener einzubeziehen, können weder gegenwärtige und zukünftige FluchtMigrationsbewegungen noch die jeweiligen Ankunftsgesellschaften verstanden werden.

Darüber hinaus benötigt es aus meiner Sicht eine *einmischende* und *politisch positionierte* Forschung, die sich nicht in vermeintlich neutralen Deskriptionen erschöpft – gerade auch, weil wissenschaftliche Studien über FluchtMigration als Legitimation für restriktive Politiken und/oder rechtliche Verschärfungen dienen (können) (siehe Kapitel 5.4). Forschen und wissenschaftliches Arbeiten sind keine passiven Tätigkeiten, die mit der Konzeption des »passenden Forschungsdesigns« zu »wahren/objektiven« Erkenntnissen führen. Die Forschungspraxis ist als aktive Handlung zu verstehen. Wir als Forschende haben eine politische Haltung, die unabdingbar in den Forschungsprozess einfließt. Allein die Entscheidung, mit welchen Fragen wir an einen Gegenstand herantreten, welche Methoden wir anwenden, welche Literatur wir lesen, prägt entscheidend mit, was wir sehen und was damit gleichzeitig aus dem Blickfeld gerät. In der gegenwärtigen Forschungslandschaft zeigt sich, dass dabei das Integrationsparadigma dominant bleibt (siehe Kapitel 1.2). Was aus dieser hegemonialen Perspektive schnell aus dem Blickfeld gerät, ist, dass fluchtmigrierte Menschen bereits Wege und Strategien gefunden haben, um an gesellschaftlichen Strukturen teilzuhaben. Dies verweist auf ein häufig kreatives und widerständiges Gestaltungspotenzial der AkteurInnen, die es auch in Strukturen der »organisierten Desintegration« (Täubig 2009) schaffen, ihre eigenen Lebensentwürfe umzusetzen.

Daher war mein zentrales Anliegen, die Perspektiven geflüchteter Menschen selbst zum Ausgangspunkt zu machen und mit der dominanten Vorstellung objektiver Wissensgenerierung zu brechen, mithin: eine *gegenhegemoniale* Blickrichtung einzunehmen. Indem ich aus den Erzählungen der befragten Menschen heraus argumentiere, rücken die unterschiedlichen Formen des Umganges fluchtmigrierter Menschen mit den restriktiven und rassistischen gesellschaftlichen Verhältnissen in den Mittelpunkt. Diese Umgangs-

formen habe ich als (Über-)Lebensstrategien bezeichnet. Teilweise handelt es sich hierbei um *mobile* (Über-)Lebensstrategien, die bereits in früheren Kontexten entwickelt wurden und an den neuen Kontext angepasst werden. Die AkteurInnen werden hier als aktive GestaltungskünstlerInnen ihrer eigenen Lebensentwürfe sichtbar, und zwar trotz aller Schwierigkeiten und Barrieren. Ziel dieses Vorgehens ist es, marginalisiertes Wissen und verdrängte Geschichten zu privilegieren und ZeugInnenschaft für die unterschiedlichen Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen von Menschen zu leisten, die ansonsten nicht gehört werden.

Damit wird deutlich, dass es in den Sozialwissenschaften so etwas wie eine *neutrale* Forschung nicht gibt. Das Wissen, das wir als Forschende produzieren, ist immer ein gesellschaftlich situiertes Wissen und damit – wie wir als Handelnde selbst auch – unabdingbar in bestehende (epistemische) Macht- und Herrschaftsverhältnisse verstrickt.

Wider den Skandalisierungs- und Viktimisierungsdiskurs

Die Studie zeigt deutlich, dass die dominante Konstruktion der Flüchtlingsfigur in ihrer dichotomen Ordnung (TäterIn/Opfer) den Handlungsspielraum der befragten Personen massiv einschränkt. Durch die Markierung als »Flüchtling« finden sich fluchtmigrierte Menschen im Ankunfts-kontext in einer Situation wieder, die durch stigmatisierende, rassistische Zuschreibungen, rechtliche Einschränkungen und sozioökonomische Schlechterstellung gekennzeichnet ist. Die kontinuierliche (Re-)Produktion der Figur des Flüchtlings als Opfer oder (potenzieller) Täter auf den unterschiedlichen Diskursebenen bildet dafür eine zentrale Voraussetzung. Skandalisierende und problemorientierte Zugänge, die auf medialer und politischer, aber auch auf wissenschaftlicher Ebene dominieren, verschärfen und verfestigen die strukturelle Marginalisierung von fluchtmigrierten Menschen. Die omnipräsente Differenzsetzung zwischen Angehörigen einer sogenannten »Mehrheitsgesellschaft« und »den fluchtmigrierten Anderen« verstellt den Blick auf dahinterliegende gesellschaftliche Schieflagen, die primär aus sozioökonomischen Verteilungsungerechtigkeiten resultieren.

Durch die beständige Wiederholung der Konstruktion der Flüchtlingsfigur verdichten sich diese Deutungen zu gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen und prägen damit den Umgang mit FluchtMigration. So fließen diese diskursiv erzeugten Kategorien und Deutungen etwa in pädagogische Konzepte ein, werden Teil von institutionellen Praktiken und/oder strukturiere-

ren alltägliche soziale Interaktionen. Die damit einhergehenden Exklusions- und Diskriminierungserfahrungen werden so zur alltäglichen Lebensrealität geflüchteter Menschen.

Daher plädiere ich für einen Perspektivenwechsel, der nicht fluchtmi-grierte Menschen selbst skandalisiert und problematisiert, sondern die Ursachen und Strukturen, die dazu führen, dass Menschen zu »Flüchtlingen« werden. Auf globaler Ebene betrifft dies im Besonderen das hierarchische Gefälle zwischen Ländern des Globalen Nordens und Ländern des Globalen Südens. Die ungleiche Verteilung von Risiken und Chancen, die mit einer »geteilten Globalisierung« (siehe Kapitel 4.2) einhergehen, muss auf die politischen Agenden gesetzt werden, wenn die Bekämpfung von FluchtMigrationsursachen wirklich ernst gemeint ist und nicht als Legitimationsgrundlage für den weiteren Ausbau eines tödlichen Grenzregimes genutzt wird.

Wir brauchen einen radikalen Bruch mit dem dominanten Aufmerksamkeitsregime: Nicht die zuvor selbst konstruierten »Minderheiten« haben dabei im Fokus zu stehen, sondern das unhinterfragte »Wir« – dieses gilt es kritisch in den Blick zu nehmen und neu zu entwerfen. FluchtMigrationsbewegungen werden Dörfer, Städte, Regionen, Länder weltweit verändern, ob Menschen vor Ort es wollen oder nicht. Diese FluchtMigrationsbewegungen müssen als Anstoß dafür genutzt werden, neue Ideen für zukünftige Gesellschaftsmo-delle zu entwerfen – sie sind dringender denn je.